

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 75.

Mittwoch, 29. März.

1916.

Um Ehre und Leben.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blü.

(Nachdruck verboten.)

Die Herrin atmete erleichtert auf. Sie reichte dem alten, treuergebenen Beamten die Hand und erwiderte: „Ich danke Ihnen, lieber Herr Schmidt, Ihre Worte haben mich einigermaßen beruhigt, und nun glaube ich auch selber, daß wir uns keine Sorgen zu machen brauchen; denn in einem ernstesten Falle hätte mein Mann mich doch sicher nicht ohne Nachricht gelassen. Also nochmals besten Dank.“

Mit ehrerbietigem Gruß empfahl sich der Alte.

Sinnend sah Lucie ihm nach. Sie kannte ihn und seine Eigenheiten genau. Und sie hatte bemerkt, daß er doch nicht so rüchhaltlos alles gesagt hatte, was ihn bedrückte. Das beunruhigte sie sehr. Doch sie hütete sich, davon der alten Mutter etwas zu verraten.

„Bist du nun auch ruhiger, Kind?“ fragte diese, als sie allein waren.

Mit leicht wehmütigem Lächeln antwortete die Tochter: „Ich muß wohl, Mutterchen.“

„Eigentlich könnte ich auf Papa böse sein, daß er mich so ganz ohne Mitteilung der Ereignisse ließ.“

„Das darfst du doch nicht, Mutting. Papa hat dir nur jede unnötige Angst ersparen wollen.“

„Aber daß wir es erst von fremden Menschen erfahren mußten, das ärgert mich.“

„Ärgere dich nicht, du hast ja gehört, daß noch kein Grund zu Besorgnissen vorliegt.“

Sie küßte der Mutter die Hand. Dann ging sie, ihr Zimmer aufzusuchen. Sie riegelte hinter sich ab, setzte sich in einen Lehnstuhl und fing an zu grübeln.

Nun sie allein war, brauchte sie ihrer Unruhe keine Bügel mehr anzulegen. Für sie war es klar, daß man mit einer Katastrophe zu rechnen hatte. Nur über deren Größe wußte sie noch nichts, aber sie rechnete schon jetzt mit dem Schlimmsten.

Also der Ruin! Mit einem Schlage an den Bettelstoß gebracht! Das war das Resultat ihres Nachdenkens.

Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Sie presste die Rippen zusammen und mit übermächtiger Stärke drängte sie die Tränen zurück.

Nein, nicht weich werden! Eine im Hause mußte den Kopf oben behalten, wenn der Sturm losbrach, und sie ahnte schon jetzt, daß sie die eine war, die dann für alle die anderen, die Kopflosen, denken mußte.

Was aber sollte dann werden? Ja, wer das jetzt schon wußte. Natürlich mußte Kurt sofort den bunten Rock ausziehen, denn an eine militärische Karriere war jetzt ja nicht mehr zu denken. Aber was wurde nun aus ihr? Würde der junge Graf Schmittwitz auch jetzt noch sie zur Frau begehren? Zwar war noch kein bindendes Wort gesprochen, jeden Augenblick konnte er noch zurücktreten, aber ganz im stillen hoffte sie, daß er sie jetzt nicht im Stiche lassen würde. Sie hatte ihn gern, sehr gern. Jetzt erst gestand sie es sich ein.

Als sie nach einem halben Stündchen wieder zur Mutter hineinging, kam gerade Besuch. Tantchen botte war es. Und sie war ganz außer Atem.

„Mein, Kinder, sagt bloß, ist es denn wirklich wahr, was man jetzt in der ganzen Stadt spricht?“ so trat sie aufgeregt und lamentierend näher. „Ganz offenkundig erzählt es bereits der eine dem anderen, daß ihr bankrott seid!“

Frau Luise Braun fuhr zusammen. Doch sie raffte sich auf, erhob sich mit ruhiger Würde und entgegnete mit sicherer Stimme: „Du solltest wirklich ein bißchen vorsichtiger mit deinen Worten sein, Tantchen.“

„Aber die ganze Stadt sagt es schon!“

„Um so mehr Grund für denkende Leute, nicht so etwas nachzuschwätzen!“

Das Tantchen war beleidigt.

„Mich als Klatschbabe hinzustellen, hast du wirklich keinen Grund, liebe Luise. Wenn eine zu euch gehalten hat und euch bis jetzt noch immer verteidigt hat, dann war ich es. Wenn aber alle Welt so etwas über euer Geschäft sagt, ja, dann muß doch etwas Wahres daran sein! Und mir kannst du die Unruhe doch wohl auch nicht verdenken. Oder solltest du es nicht wissen, daß ich mein kleines Kapital bei euch deponiert habe?“

Lucie erschrak und wurde blaß.

Die Mutter aber erwiderte mit ruhiger Höflichkeit: „Nein, ich wußte es in der Tat nicht. Aber wenn du deswegen so beunruhigt bist, brauchst du das Depot doch nur abzuheben.“

„Das meinst du! Leider war mein Versuch soeben ergebnislos.“

„Was heißt denn das?“

„Ich habe meine Papiere oben nicht bekommen können, und so wie mir erging es noch vielen anderen Leuten“, klang es ziemlich spitz zurück.

Die alte Dame wurde bleich und sank in einen Stuhl. — Sofort war Lucie bei ihr.

„Bitte, rufe Herrn Schmidt noch einmal her.“

„Wer, Mutterchen!“

„Du, was ich dir sage!“

Stumm ging die Tochter hinaus. Und von den beiden anderen wurde kein Wort gesprochen. Langsam, peinlich und drückend verrannen die paar Minuten.

Endlich trat Lucie mit dem Alten wieder ein.

Sofort stand Frau Luise auf.

„Lieber Herr Schmidt, weshalb bekommt diese Dame ihr Depot nicht zurück?“

Der Prokurist wurde verlegen.

„Gnädige Frau, der Chef hat den Schlüssel zum geheimen Tresor mitgenommen.“

Tantchen nickte mit spitzfindigem Lächeln.

Die Herrin des Hauses aber starrte den alten Schmidt an und wußte nichts zu sagen.

Eine kleine, peinliche Pause entstand.

Endlich sprang Lucie ein. Schnell rief sie: „Aber was sorgt ihr euch denn nur so viel! Papa kommt doch heute Abend zurück, also kann doch schon morgen alles erledigt werden!“

Tantchen lächelte noch immer höchst pikiert.

„Offenkundig kommt er auch wirklich zurück; denn

sonst könnte die Sache sehr brenzlig werden", meinte sie sehr selbstbewußt und rauschte stolz hinaus.

Während wollte Lucie ihr nachlaufen, doch die Mutter hielt sie zurück. Dann wandte sie sich noch einmal an Schmidt: "Was heißt das, ich bitte sie, was heißt das alles? Kein Wort von alledem begreife ich!"

In peinlicher Verlegenheit strich der Alte über seinen weißen Vollbart; endlich erwiderte er tröstend: "Gnädige Frau, Ihre Fräulein Tochter hat ganz recht. Es ist am besten, wir warten erst die Rückkehr des Chefs ab."

Mit ehrenbietig stummem Gruß empfahl er sich. — Entsetzt blickte die Mutter zur Tochter.

"Mein Gott, mein Gott, was heißt das alles denn nur? Ich gebe mir die größte Mühe, aber ich bringe kein Licht in dieses Dunkel! Was soll man denn nur davon denken? Weißt du das, mein Kind?"

Liebevoll tröstend trat Lucie heran.

"Ich weiß ja auch nicht mehr als ihr alle, Mutterchen, aber dennoch meine ich, vorläufig ist noch kein Grund, da sich unnütze Sorgen zu machen."

Sinnend starrte die alte Dame vor sich hin. Sie wehrte sich gegen die grausigen Gedanken, die sich mehr und mehr in ihr festsetzten, sie konnte und wollte noch nicht das Schreckliche glauben, das jetzt, wie unheil-drohend, vor ihr aufstieg, — nein, nein, das alles war ja doch ganz unmöglich, ganz undenkbar war es ja doch!

In grauer Ede, peinvoll langsam strich die Zeit dahin. Zu Ewigkeiten wurden die Minuten.

Lucie hatte Auftrag gegeben, daß niemand aus der Stadt, wer auch kommen mochte, mehr vorgelassen würde.

Gegen acht Uhr kam ein Telegramm an die Mutter. Bedend vor Angst und Erregung riß die alte Dame es auf.

Aber es war nur noch eine Sorge mehr.

Kurt meldete seine Ankunft mit dem Nachzug.

Wieder sahen sich Mutter und Tochter fragend an, doch wieder mußte keine von beiden Antwort darauf zu geben. Unter quälenden Gedanken verbrachten sie die Stunden, bis der Abend und die Nacht hereinbrach.

Noch immer war vom Vater keine Nachricht da und damit irgend die letzte Hoffnung, mit der die Mutter bisher im geheimen gerechnet hatte.

Endlich gegen 11 Uhr kam Kurt an. Er trug Zivil, und schon dieser Umstand rief aufs neue Bestürzung hervor.

Bedend vor Angst und voll innigstlicher Besorgnis schloß die alte Dame ihren Einzigen in die Arme und küßte ihn herzlich, bis Kurt, ernst und verstört, sich endlich frei machte. Erst jetzt fiel der Mutter sein so verändertes Aussehen auf.

"Um Gotteswillen", rief sie angstvoll, "was ist geschehen?"

Auch Lucie, die bisher sich abseits gehalten, trat nun gespannt näher.

Kurt zupfte nervös an seinem Salonbärtchen, dann preßte er die Lippen zusammen und starrte stumm auf seine weißen, gutgepflegten Hände.

Endlich begann er zögernd: "Ich fürchte, liebe Mama, meine Nachrichten sind nicht die besten."

"So sprich nur, mein Junge", bat die alte Dame verängstigt, schon halb atemlos.

Und mit zitternder Stimme fuhr er fort: "Der Papa war bei mir, dreimal, aber immer vergebens. Ich war zu einer Inspektion abkommandiert. Erst als ich um sieben Uhr zurückkam, erfuhr ich alles. Natürlich eilte ich sofort ins Hotel, aber ich kam zu spät, Papa war schon wieder fort."

Er hielt ein. Aber die angstvoll fragenden Blicke von Mutter und Schwester ließen ihm keine Ruhe. Gleich sprach er weiter.

"Als ich wieder zurückkam in meine Wohnung, über-pob mir mein Bursche einen großen Brief. Er war von Papa. Bitternd riß ich ihn auf. Ein anderer versiegel-ter Brief fiel heraus. Er ist an dich adressiert, Mama; da ist er."

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Heldenflieger.

(Zweif. Mg.)

Skizze von Kriegsfr.-Pionier G. J. M. Grom.

In unseren heutigen Tagen hatten die Augen unseres deutschen Volkes in erster Linie auf unseren Feldgrauen. Man lobt ihren Heldenmut und rühmt ihre Taten. — Überall stürmen unsere braven Soldaten die feindlichen Brechen. Immer geht es vor, immer erhöht sich die Gefangenenzahl. — Gerade in dieser Zeit richten alle ihre Augen nach der Front im Westen. Vielfach liest man heute von den Kämpfen unserer Flieger. Und gerade darin sind die Meinungen allenthalben verschieden in ihrer Angriffsweise.

Ich bin kein Flieger, doch habe ich während meines Aufenthaltes in der Front Beobachtungen und selbst Erfah-rungen genügend gemacht. Die Franzosen haben, wie bekannt ist, mehr Flieger an ihrer Front als wir. Das ist leicht begreiflich. Wir haben ja mehrere Fronten. Doch, nach meinen Beobachtungen haben unsere deutschen Flieger mehr Mut und mehr Schneid. Nicht achtend des feindlichen Schrapnellfeuers, schweben unsere Kampfflugzeuge ruhig durch die feindlichen Linien. Erkunden oder werfen ihre Bomben mit sicherer Hand in die feindlichen Anlagen. — Man darf aber sicher rechnen, wenn unsere Fliegeroffiziere Bomben werfen, daß dieselben ihre Wirkung nur höchst selten verfehlen.

Ein feindliches Geschwader bewarf vor wenigen Wochen eine deutsche Festung mit Bomben, dabei wurde niemand ge-tötet, nur einige Zivilpersonen wurden leicht verwundet und militärischer Schaden wurde überhaupt nicht angerichtet. — Das Geschwader bestand aus einundzwanzig Flugzeugen. Die Franzosen priesen in ihren Zeitungen die Heldentat ihrer Aviatiker. — Das ist auch wirklich ein großes Kunststück, wenn man einige unschuldige Zivilisten leicht verwundet. Oder wie es schon vorgekommen, deutsche Städte, in denen noch nicht einmal eine Munitions-, Bekleidungs- oder sonstige Fabrik oder Kaserne sich befinden.

Nach einigen Tagen flogen sechs unserer Tauben nach D. . . , belegten die Forts sowie die Festung ausgiebig mit Bomben und Brandgranaten. Die Wirkung war staunens-wert. Man hat ganz kolossale Wirkungen beobachtet. Das ist nun auch etwas, worüber unsere Presse ihre Anerkennung im Ausdruck bringen kann. Diese und ähnliche Vorfälle könnte ich noch mehr angeben. Ich denke jedoch, dieses eine Beispiel würde genügen, um zu zeigen, in welchem Ge-nese die feindlichen zu unseren Flugzeugen stehen.

Nun wie ist die Sache mit den Luftkämpfen? Ich stand einmal auf einem Berge, da flog auch ein, von einem Streif-zuge zurückgekehrtes Flugzeuggeschwader westwärts. Aller-dings ein feindliches. Als dasselbe in die Schutzlinie kam, eröffnete unsere Artillerie ein lebhaftes Feuer. Es waren auch ungefähr achtzehn bis zwanzig Flieger. Wie ein Ge-schredensschwallen sausten sie am Himmel auf. Unsere Batterie mußte jedoch, um ihre Stellung nicht zu verraten, das Feuer einstellen. Drei unserer kleinen Tauben kreuzten über dem feindlichen Geschwader. Alles glaubte nun, die feindlichen Flieger würden unsere Flugzeuge angreifen. Das war nicht der Fall. Als wie wenn nichts wäre, flogen sie aneinander vorbei. Kaum hatten unsere deutschen Flugzeuge das letzte feindliche passiert, da griff ein einzelnes deutsches Flugzeug das Geschwader an und beschloß es heftig mit dem im Flug-zeug befindlichen Maschinengewehr. Nun belam auch ein Franzose Mut. Kehrt um und umkreiste unsere Helden-flieger. Dieser merkte, was los war, arbeitete sich in die Höhe und beschloß ihn von oben. Getroffen an der linken Flügel-seite, neigte er sich. Dann machte es den Anschein, als stürze er. Im Gleitfluge versuchte nun das feindliche Flugzeug unsere Stellungen zu überfliegen, doch das sollte ihm schlecht zu stehen kommen. Unsere Infanterie beschloß es mit ihren Gewehren und dadurch wurde das Überfliegen verhindert. Er landete in den deutschen Linien. Die Infanterie wurden im Flugzeug durch das Infanteriefeuer getötet.

Auch für unsere Landtruppen sind unsere Beobachtungs-flugzeuge von höchster Wichtigkeit. Für die sichere Entwick-lung unserer Operationen ist es in erster Linie notwendig, daß wir mutige Flieger unser eigen nennen können. Wie schon bemerkt, kühnmutig fliegen sie in die feindlichen Stellungen, fotografieren dieselben, suchen die Verstecke der feind-lichen Artillerie, beobachten die Truppenverschiebungen und sonstiges.

Das sind nun unsere Helden in der Luft. Hätten wir dieselben nicht, so könnte ein manches unsere Unternehmungen nicht zur Ausführung gelangen, oder wenigstens nicht so vollständig.

Daraus wollen wir die Folgerung ziehen, daß man unseren Helden in der Luft auch die größten Ehren erweisen kann.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die unsichtbare deutsche Infanterie. Einer der von den Franzosen am unangenehmsten empfundenen Vorzüge der deutschen Infanterie besteht in der Meisterhaft, mit der die deutschen Truppen, wo immer die Gegebenheit es gestattet, selbst während des Feuers dem Auge des Gegners verborgen bleiben. Wie hoch man in französischen Kreisen allen Verkleidungsversuchen zum Trotz die deutsche Camouflagetchnik einschätzen muß und wie sehr der unsichtbare „deutsche Feind“ gefürchtet wird, läßt sich mit aller Deutlichkeit aus einem französischen Feldpostbrief entnehmen, der sich in dem demnächst im Georg Müller-Verlag in München erscheinenden fünften Band des von J. Delbrück herausgegebenen Sammelwerkes „Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen“ findet. „Seit vierzehn Tagen“, schreibt ein französischer Offizier, „sah ich nichts mehr von den Deutschen. Man vernahm sie, gewiß, ja, begrüßte ihre Granaten, erhielt ihre Schrapnells, wußte, daß sie da waren, ganz nahe, aber sie sahen — ja! Kunden! Soeben plauderte in einem Graben ein verwundeter Soldat, der auf die Strahlenträger wartete. Mit seiner eigenen Wut machte er der aller unserer Infanteristen Luft; sie sind während darüber, fortgesetzt die deutsche Infanterie vor sich verschwinden zu sehen, wenn sie glaubten, sie erreicht zu haben. Man muß erkennen, daß die deutschen Vortruppführer die Kunst, ein Heer zu verbergen, virtuos handhaben. Diese Taktik ist keineswegs zu unterschätzen. Sie wird mit jener peinlich genauen Methode geübt, die dem Wendeln unserer Feinde eigen ist. „Sehen und nicht gesehen zu werden“, das ist das Prinzip, das sie in erster Linie beherrscht. Ihre Geschütze beschießen unaufhörlich vom frühen Morgen bis zum Abend und noch tief in die Nacht hinein die Dörfer, die sie von uns besetzt, die Wälder, in denen sie uns versteckt glauben, und die Straßen, die wir ihrer Ansicht nach passieren müssen. Man erkennt von weitem das Geräusch dieser Granaten, denn sie reden eine außerordentliche Sprache. Die Infanterie ist da, einige tausend oder hunderttausend Meter entfernt, und schießt ganz vorzüglich, unterstützt von hervorragenden Maschinengewehren. Aber man sieht sie nicht. Sie vergräbt sich in tiefe, meist krumme Gräben, in deren Tiefe sie sich bewegen kann, ohne gesehen zu werden. Geden, abgerissene Baumzweige, alles dient ihr dazu, um sich unsichtbar zu machen, ja, alles, und zu allererst ihre Uniformen. Die deutsche Uniform vermischt sich mit der Farbe des Feldes, und zwar so restlos, daß sich das feindliche Heer in der Erde zu verlieren scheint. Man fühlt es um sich, aber man kann es nicht abschätzen, nicht untercheiden. Und das ist die namenlose, wahre und unsagbare Gefahr. Haben unsere Soldaten endlich einen Schutzgraben entdeckt, so sehen sie Leute, die sich scheinbar zur Flucht erheben. Eine neue Täuschung. Denn in diesem ersten Graben waren nur wenige Soldaten untergebracht, um unsere Leute zu lockern, sie in das Feuer der deutschen Maschinengewehre, der deutschen Infanterie zu locken, die dahinter, weiter, immer weiter verborgen sind. So gleicht unser Kampf einer Verfolgung von Trugbildern“ (Benz. Wn.)

Das Benzin in der Gasse. Die folgende, für die bei den französischen Militärbehörden herrschende sinnlose Verwirrung bezeichnend: Kleine Straßenzeile berichtet Charles Logiciel im „Matin“: „An einer Straßenecke in Paris hält eine hilflose Autodrohke. Der Fahrer schimpft und schwört — er kann nicht weiter, er ist mit seinem Benzinvorrat zu Ende. Zehn Liter Benzin erhält jeder Autodrohke Führer täglich, gegen 25 im Frieden. Es ist wirklich unerhört, dieser Benzinmangel! Wie soll jetzt der Wagen nach Hause gebracht werden? Doch wenn die Rat am größten ist, ist die Hilfe am nächsten. Ein Militärauto fährt vorbei, wird angerufen und hält. Der Militärautofahrer wird über die Verlegenheit seines Zivill Kollegen unterrichtet. Vereitwillig gibt er ihm aus seinem eigenen Vorrat die so dringend benötigte Menge

Benzin, und er weigert sich sogar, Bezahlung dafür anzunehmen. „Wozu Geld verlangen“, meint er, „da ich das Benzin ja sonst doch in die Gasse schütten würde!“ „In die Gasse?“ ruft der Autodrohke Führer entsetzt. „In die Gasse? Das kostbare Benzin in die Gasse schütten? Das Benzin, das in Paris so selten ist wie Gold?“ „Ja“, meint der Militärfahrer, „was soll man sonst damit anfangen? Jeden Morgen, bevor wir das militärische Depot verlassen, müssen wir unseren Benzinbehälter bis zum Rand füllen. Ob wir viel oder wenig Fahrten zu erledigen haben, ist vollständig gleichgültig. Die Vorschrift verlangt Füllung bis zum Rand. Und wehe, wenn abends bei der Rückkehr die Vorgelegten noch Benzin in dem Behälter finden! Dann heißt es natürlich, daß man die aufgetragenen Fahrten nicht erledigt hat. Und dann regnet es Verwarnungen, Anschauungen und Strafen. Deshalb, um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, gießt man Abends für Abend das übrige gebliebene Benzin in die Gasse. Und die Vorgelegten sind zufrieden!“ ...

Die Diamanten im Krieg. Der Diamanthandel war stets und ist in gewisser Einschränkung auch jetzt international, da alle Völker mit großen Beträgen am Markt beteiligt sind, die mit Ausbruch des Kriegs weder umgelegt werden konnten, noch auch durften. Durch kluge Handelspolitik, die momentane große Opfer nicht scheute, ist es dem Londoner Syndikat im Lauf vieler Jahre gelungen, stabile Verhältnisse auf dem Diamantmarkt herzustellen, die selbst die jegliche Belastungsprobe ohne besondere Schwierigkeiten zu überstehen vermögen. Die Diamanten haben dadurch, ähnlich wie das Gold, eine Art Standardwert erhalten, der darin zum Ausdruck kommt, daß von Kursschwankungen und ihren Gefahren herausgezogene Kapitalien häufig statt in Geld auch in Diamanten angelegt werden. Russische Kapitalisten z. B., ja selbst einige Großfürsten, deren Namen in den russischen Blättern freilich nicht angegeben werden, ziehen es vor, Gold und Diamanten aufzukaufen, da sie dem Papiergeld nicht im geringsten vertrauen, und bei dieser Anlage die geringsten Verluste befürchten. Ein verbrecherischer Unpatriotismus, der, in großem Umfang ins Werk gesetzt, einem Lande jede Unterlage für einen Kredit im Ausland rauben und die Existenz gefährden kann. Wie Georg Nikolaus im letzten Heft der „Lunichau“ ausführt, ist im Handelsverlehr nach einem Marktbericht von Ende Dezember 1915 der Preis der Steine sogar nach Kriegsanfang noch um 7 Prozent gestiegen. In Amsterdam sind neben den nie unterbrochenen Bestellungen Amerikas, bei denen Nordamerika als Hauptabnehmer nach wie vor den Diamantenweltmarkt beherrscht, auch solche aus Berlin, Wien und dem Orient wieder eingelaufen. Der Anteil deutscher Minen an der Deckung des Weltbedarfs war vor dem Krieg schon sehr beträchtlich — er betrug ein Viertel der Gesamtproduktion und erstreckte sich hauptsächlich auf die kleinen Sterne, ein Ertrag, der den englischen Minenbesitzern in Südafrika schon seit langer Zeit recht unbequem war. Da die englischen Minen im Kapland bis vor kurzer Zeit vollständig brock legen, wurde der gesteigerte Umsatz am Weltmarkt aus den Lagerbeständen der großen Syndikate und der Händlervereinigungen gedeckt, die durch die Auffrischung der gesamten Minenproduktion durch Jahre hindurch entstanden waren. Das für Deutschland Interessante an der mit großen Reserven aufgebauten Organisation, in deren Mittelpunkt das Londoner Syndikat, ein privates Unternehmen, steht, ist, daß es in seiner Grundlage und dem organisatorischen Ausbau auf deutsche Kaufleute zurückführt, deren einer heute noch Hauptleiter des Weltunternehmens ist. Da Diamanten in ihren minderen Qualitäten, die für ein Schleifen zu Schmucksteinen nicht in Betracht kommen, für die Industrie sehr wertvoll sind, hat die englische Regierung die Ausfuhr von rohen Diamanten untersagt, wie sie ja auch die holländischen Schleifereien durch Agenten überwachen läßt, um so jede Zufuhrquelle abzuschneiden. Die beabsichtigte Wirkung jedoch muß ausbleiben, da unsere eigenen Vorräte an kleinen Rohdiamanten den Ansprüchen genügen können. Der Gesamterlös für Deutschland aus dem Diamantenhandel betrug im Jahre 1913 bereits 48 Millionen Mark. Wenn auch jetzt ein Ruwertum an Diamanten naturgemäß ausgeschlossen ist, so ist doch Deutschland dank der allgemeinen Organisation, die aus deutscher Kraft entstanden ist, und dank dem eigenen Bestand vor größeren Schäden sichergestellt. Außerdem hat es für Friedenszeiten seinen Bestand im Land erhalten, so daß es auch hier mit Nachdruck zur gegebenen Zeit auftreten kann.

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Der Unpatriotische.“ Roman von Thea Graziella. (Kienig-Verlag, Leipzig.) Es macht wirklich Freude ein solches Buch heutzutage beschreiben zu können. Zwischen der Hochflut der von Wut und Haß strotzenden Kriegsromane tut ein Buch wohl, das von Menschenliebe spricht, Erkenntnis auch beim Feinde sucht und Heil und Dauer des kommenden Friedens in dem Verständnis der Völker untereinander erblickt. Weder in Handlung noch in Gestaltung ist es ein Meisterwerk. Der Wert des Buchleins liegt in der Tendenz und der feinen eindringlichen und doch unaufdringlichen Art, in der Graziella ihre so überaus richtigen Gedanken ausdrückt. Das Wertchen wird wohl kaum lange den Krieg überleben. Aber jetzt brauchen wir es und könnten uns noch mehr solche Literatur wünschen. Jetzt gehört es in die Hand eines Jeden, und der, trotz der geschmackvollen Ausstattung, sehr billige Preis ermöglicht es jedem, sich das Buch anzuschaffen. Keiner wird es wohl bereuen! M. Ch.

* Antonie Meister: „Sieben Kriegsmomente in Warschau.“ (Verlag von Eugen Salzer.) Das vorliegende Buch gibt dem deutschen Leser insofern manches Neue, als es zum ersten Mal die Ergebnisse einer deutschen Frau bringt, die über sieben Monate sich frei während des Krieges in Rußland bewegen konnte. Daß es gerade Warschau ist, in dem sie ihre Beobachtungen machen durfte, erhöht den Wert des interessant-geschriebenen kleinen Werkes. In kurzer tagebuchartiger Form versteht es die Verfasserin das eigenartige Kriegsleben dieser Stadt, das durch die Gegensätze von Polen, Russen und Juden seinen besonderen Reiz erhält, zu schildern. Eber-so anschaulich läßt sie in den Schlusssätzen die Geschichte ihrer Ausweisung und Heimreise über Rumänien und Ungarn an uns vorüberziehen. Das gut ausgestattete und anerkanntswert objektiv geschriebene Buch kann allen, besonders aber denen, die selbst um Warschau mitgekämpft haben, mit gutem Gewissen empfohlen werden. Dr. A. M.

* „Ein Jahr an beiden Fronten.“ Kriegstagebuchblätter von Karl Freiherr v. Berlepsch. (Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.) Ein mit gesundem Sinn für das Wahre und Schöne begabter, als Vhrifer schon hervorgetretener Offizier, der auch den ehernen Notwendigkeiten als Deutscher entgegentritt, hat seine Erlebnisse in Ost und West in einem geschmackvollen Bändchen niedergelegt; der prächtige Sinn für Stimmungen, die schöne Sprache lassen oft Gehörtes aus neue lesenswert erscheinen. H. G.

* „Vaterlandsgefühl und Gottesbewußtsein.“ Von J. A. v. Hoeßlin. (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.) Ein billiges, gut geschriebenes Buch, das aber nur solchen empfohlen werden kann, die Ausführungen betragen, die auf den Grundton: „Einen Gott, der die Eigenschaft „Gottes“ habe, gibt es nicht“ gestimmt sind.

* „Volkschriften zum großen Krieg.“ Im Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin, W. 35, sind ferner folgende Volkschriften zum großen Krieg erschienen: Wichtige Kriegseignisse nach Berichten des großen Hauptquartiers. 6. Heft. Deutsch-evangelisch im Orient. — Deutsche Stimmen aus dem Eßak. — Luther und Bismarck. — Rundgebungen unseres Kaisers im großen Kriege.

Romane, Novellen usw.

* „C.N.“ Ein Buch der Andacht. Von Rudolf Hans Bartsch. (Verlag Staackmann, Leipzig. 181 Seiten.) Ein Buch der Andacht und A. G. Bartsch der Verfasser. Bartsch, der sonnige, lebensfrohe Dichter, den wir nur kennen als Bringer des heiteren, strahlenden Lebens, hat sich in das Reich der Legende begeben. Christus wandelt auf Erden. Er begegnet den Jüngern in Emmaus, er wandelt in Rom und predigt in Galiläa, er lebt in der Rosenvilla des vornehmen Tullius; „er sah die Feste des Lebens über den Tod, diese prangenden Weggänge, diese goldenen großen Brände, das Blutenfließen und Darfengittern und das Ende, wenn selbst die Sonne sterben mußte im Scheiterhaufen der Abendwolken, all dies hörte der Heiligste mit Staunen und mit Gram. Er lebte unter den Menschen, aber sie kannten ihn nicht. Sie verstanden ihn nicht; er hat die Liebe gelehrt, die allumfassende, große heilige Liebe, doch die Menschen wußten nur von Reid und Mißgunst und waren hart und grausam. Er hat sich in Mitleid der Tiere erbarmt, die unbarmherzigen Menschen stießen ihn nieder. Die Wiener des folgen Jahres fanden eines Morgens „einen stumm gewordenen Mann, ganz weiß von Angesicht und Albernheit, und seine Brust war übersät von den Rubintröpfchen eigenen Lebensblutes. Der Mann hatte die Zeichen und Male der Marter und Kreuzigung und war tot.“ Gedus ließ den Leichnam auf sein Schiff bringen, er schickte einen Scheiterhaufen mit Balsam und Weihrauch zwischen den Fugen. Auf diesen wurde der

Heiligste gelegt, gesalbt und mit dem Ölweig des olympischen Siegers gekrönt. Draußen auf dem hohen Meere wurde der Holzstoß entzündet. „Und so war der Gedanke des Heiligsten wieder heimgekehrt worden gegen Aufgang der Sonne.“ Das Buch der Andacht ist eine der besten Dichtungen A. G. Bartschs, die tiefste und reichste ist sie gewiß. Die Sprache ist vollendete Schönheit, frei von jeder zu starken Färbung, zart und klangvoll den Worten des Evangeliums angefügt. Legendes stehen abseits des Dogmas und auch der Streng-gläubigen wird ihrem tiefen Zauber gerne lauschen. Die Christusgestalt selbst ist, rein äußerlich betrachtet, „etwas zu nahe der Erde und dem Starbe“, zu weich, nicht stark genug umrissen. Einer Persönlichkeit wie Christus sie war, steht das Kränkliche, Schwache, Mitleiderregende nicht an. Dies ist wohl das Einzige, was an dem vornehmen Buche zu beanstanden bliebe. M. v. L.

Zeitschriftenchau.

* Das Märzheft der Darmstädter Kunstzeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ (herausgegeben von Hofrat Alexander Koch) bietet abermals eine reiche Fülle künstlerischer Werte. Zunächst unübertreffliche Wieder-gaben von Gemälden des Münchener Malers Otto Kopp. Die alte Kunst aus Großvaters Tagen, der Schattenriß, ist der Ausgangspunkt der ganz neuartigen Scherenschnitte von Lotte Nidack-Berlin, die beinahe farbige anmuten in ihrer vielgestaltigen Verwendung des Gegenfahes schwarz-weiß. Die ganzseitige Wiedergabe von Gemälden Ludwig Kainers-Berlin; Photographische Bildniswerke von Hanns Goldt-München, ein Landhaus von Fritz Rehmer-Wien, Eclibris und Besuchskarten von F. Staeger-München bilden den weiteren Inhalt des auch textlich vorzüglich ausgestatteten Heftes.

* „Deutscher Wille“ (des „Kunstwart“ 20. Jahrgang, Herausgeber Ferd. Avenarius.) (Verlag Georg Callwey, München.) Aus dem reichen Inhalte der drei letzten Hefte (7-9) heben wir folgende Artikel hervor: Deutsche Kulturpolitik im Ausland (Georg Meißner-Konstantinopel), Die jugendlichen (Walther Classen), Bismarcks Erbe? (Wilhelm Stapel), Nicht zweierlei Deutsche! (Avenarius), Die klassische Universität in Gent (Cornelius Gurliitt), Zu Wilhelm Steinhausens „Siebzehnter“ (Herausgeber), Frankreich über das geistige Deutschland (Arno Brunnemann), Der Diplomat (Herausgeber), Mitteleuropa, von Deutsch-Ostreich aus gesehen (Hermann Illmann), Kritik eine Kunst? (Erich Schleijer), Eine Fülle geistiger Anregungen und Erörterungen aus dem gesamten Gebiete der deutschen Kultur enthält die Abteilung „Vom Heute fürs Morgen“. Wertvolle Bilder und Noten schließen sich in jedem Heft an.

* „Hochland.“ (Herausgeber Karl Muth. Hof. Köpfeche Buchhandlung, Kempten.) Heft 4 und 5 des 13. Jahrgangs bringen u. a. von größeren Beiträgen: Judith, Roman von Peter Dörfler; Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken von Dr. Max Scheler; Weltpolitische Zukunftsbildungen eines Romantikers von Dr. Luzian Pfleger, Ein Besuch in Wilna von Prinz Johann Georg von Sachsen; Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens und der Sueskanal von Dr. G. Wehberg; Bonapartes Zug nach Ägypten von Dr. Paul Solzhaußen; Zur Geschichte des französischen Nationalismus von Dr. Hermann Plag; Die Stellung des heil. Augustin in der christlichen Kulturgeschichte von Braut Univ.-Prof. Dr. Mausbach; Luis Coloma von Joseph Schöner. Dazu kommen zahlreiche Einzelerörterungen in den Rubriken „Kleine Aufsätze“, „Kritik“, „Rundschau“. Von besonderem Interesse dürfte noch sein die eingehende Besprechung der Abwehrschriften deutscher Katholiken von Franz Frederik Maurer. Es sei hier nochmals hervorgehoben, daß diese, vorwiegend den katholischen Problemen gewidmete Zeitschrift jedem Deutschen reichhaltigste Belehrung bietet und nirgends das Empfinden des Andersgläubigen verletzt.

* „Blätter für deutsche Art und Kunst.“ Herausgegeben von Richard Weng. Zweites Heft: „Berühmter deutscher Kunst.“ (Jena, bei Eugen Diederichs.) Stimmen der Vergangenheit reden zu uns, die wir in der Fülle der Zeiten leben, sorgsam ausgewählt von einem, der uns über das spezifisch Deutsche in unserer Literatur schon Bedeutendes zu sagen wußte. Schillers monumentale Worte aus den Ästhetischen Briefen stehen voran, es folgen Fichte, Herder, Arnim, W. Grimm, J. Görres, Wackenroder, der junge Goethe, endlich unserer Zeit näher, der Nietzsche (natürlich nur der junge), der Rembrandtdeutsche. Sie stehen da, ohne Kommentar als Seher und Befreier in unmittelbarer Lebendigkeit.

* Das soeben erschienene Heft der „Wiener Mode“ ist ein Spezial-Kinderheft und befaßt sich im mobilsten wie im belletristischen Teil mit der Welt unserer Kleinen. Jeder sorgenden Mutter wird das Blatt ein glücklicher Berater und Helfer sein.